

Fachlich top zu sein reicht nicht

Es ist die größte Tagung ihrer Art in Deutschland: 1.000 Lehrerinnen und Lehrer kamen dieses Jahr zur Pädagogischen Woche, um sich fortzubilden. Zu ihnen gehörte auch Jennifer Pape – die sich so manchen praktischen Tipp abholen konnte

Montagsmorgen, kurz nach acht Uhr im Hörsaalzentrum auf dem Campus Haarentor: Die Pädagogische Woche (PW) beginnt bei strömendem Regen. Hinter Jennifer Pape liegt eine einstündige Autofahrt – vor ihr ein vollgepackter Fortbildungstag mit drei Workshops und einem wissenschaftlichen Vortrag. Manche nehmen sogar eine noch weitere Anreise auf sich: Die insgesamt 1.000 Teilnehmer kommen aus ganz Niedersachsen sowie Bremen und Bremerhaven, vereinzelt sogar aus Berlin oder den Niederlanden.

Jennifer Pape ist unter den ersten Besuchern der 31. Pädagogischen Wo-

che, die Registrierung im Nu erledigt. Am Eingang zum Hörsaalzentrum bekommt sie von Helfern des Didaktischen Zentrums ihr Namensschild und Hinweise zu Veranstaltungsräumen. „Man merkt, dass alles eingespielt und alljährliche Routine ist“, sagt die 28-jährige. Durchs Foyer, wo die Aussteller der Schulbuch- und Lernmittelmesse gerade ihre Stände aufbauen, macht sie sich auf den Weg zum ersten Workshop.

„Üben, Wiederholen, Festigen“ – und so das Vergessen von Lernstoff ausbremsen. Die Referentin ist Trainee zur Unterrichtsentwicklung und ehemalige Lehrerin. Aus ihrer eigenen Schulpraxis empfiehlt sie etwa jeden

Morgen fünf Minuten Kopfrechnen oder Vokabelabfrage, damit die Vergessenskurve von vornherein weniger drastisch ausfällt. Gut 30 Lehrerinnen und immerhin drei männliche Kollegen hören zu und nutzen die Runde, um eigene Erfahrungen auszutauschen. Eine praktische Übungsaufgabe erinnert die Pädagogen daran, dass das Gehirn zum nachhaltigen Lernen an Vorwissen anknüpfen muss.

Ähnlich wie in dem Workshop sind die Frauen während der gesamten PW stark in der Überzahl. Mehr als 80 Prozent der Teilnehmer, die im Schnitt zwei bis drei Kurse besuchen, sind weiblich; die Mehrheit der Teilneh-

mer unterrichtet an Grund- und Förderschulen. Unter den mehr als 100 Veranstaltungen meistgebucht: der Eröffnungsvortrag des Oldenburger Erziehungswissenschaftlers Prof. Dr. Klaus Zierer „Auf die Haltungen der Lehrperson kommt es an!“ Bei mittlerweile strahlendem Sonnenschein macht sich auch Jennifer Pape auf den Weg zu Zierers Vortrag.

Den Hintergrund dazu bilden Untersuchungen des Bildungsforschers John Hattie, der mit einer Synthese aus 800 Meta-Analysen – basierend auf 80.000 Einzelstudien – den „größten Datensatz empirischer Bildungsforschung“ vorgelegt habe, so Zierer. Seine Quintessenz: Zwar habe jeder Idee, wie sich Unterricht verbessern ließe, aber veränderte Strukturen allein wie etwa Gruppentische im Klassenzimmer oder kleinere Klassen bewirkten kaum etwas, solange sich nicht zugleich der Unterricht ändere. „Entscheidend ist nicht, was man macht, sondern wie und warum.“

Jennifer Pape nutzt den Vortrag zur Reflexion über ihr eigenes Lehrverhalten. „Es kommt eben nicht nur darauf an, ob man fachlich top ist und was man pädagogisch und didaktisch auf dem Kasten hat“, sagt sie anschließend, „sondern dass dahinter eine Haltung steht.“ Das decke sich mit ihren eigenen Erlebnissen sowohl als Schülerin als auch in ihren bislang anderthalb Jahren als Lehrerin – hier sei es nun auf breiter Basis empirisch belegt.

Nach Hähnchenbrust mit Mandelsauce in der Mensa wartet der nächste Workshop: „Lernstände im Mathematikunterricht alltagstauglich feststellen“ mit einer Mathedidaktikerin von der TU Dortmund. Dafür interessiert sich Jennifer Pape besonders, da sie – neben ihren eigentlichen Fächern Deutsch und Sachkunde – seit einem halben Jahr „fachfremd“ in einer zweiten Klasse Mathe unterrichtet und auf praktische Tipps hofft. Um einige davon umzusetzen, besorgt sie sich bei einem anschließenden Bummel über die Schulbuchmesse das empfohlene Werk zur Lernstandsdiagnostik.

Um 18 Uhr endet der Fortbildungstag der jungen Grundschullehrerin mit ihrem letzten Workshop zu „Lesemotivation und Textverständnis im Deutschunterricht“. In kleiner Runde haben sich die Teilnehmerinnen unter Leitung einer Grundschulrektorin darüber ausgetauscht, auf welche unterschiedlichen Arten sich Texte in der zweiten Klasse behandeln lassen.

Die nächsten Tage bieten ein ähnlich vielfältiges Programm – vom „Classroom Management“ über den „geheimen Lehrplan Wertschätzung“ bis zum Studientag Niederländisch – Jennifer Pape hätte gerne noch weitere Veranstaltungen besucht. „Aber wir müssen uns im Kollegium abstimmen, damit der Schulbetrieb nicht zu sehr leidet.“ So dürfte sie im kommenden Jahr wieder anreisen – zur 32. Auflage der Pädagogischen Woche. (ds)



Kopfrechnen am Morgen hilft gegen Vergessenskurve: Jennifer Pape aus Wiegboldsbur im Foyer des Hörsaalzentrums. Foto: Deike Stolz

„Gelebte Inklusion ist die Ausnahme“

Inklusion umfasst alle Lebensphasen – spätestens im Alter trifft sie uns alle. Doch hierzulande ist die Debatte auf die Schule reduziert. Es braucht die Anstrengung aller, um zu einer Gesellschaft zu kommen, die sich inklusiv nennen kann

Kommentar von **GISELA SCHULZE**

Liverpool/Großbritannien, Bluecoat Kulturzentrum im Herzen der Altstadt. Die „Light Night“ im Mai 2014 bietet ein Programm mit Literatur, Musik, Tanz und Live Art. Dabei sind lokale und internationale Künstler genauso wie Laien. Große und kleine Menschen, Junge und Alte, Akteure und Besucher von vielen Kontinenten mit unterschiedlicher Hautfarbe, Kleidung und Sprache. Menschen mit und ohne Blindenstöcken, Rollstühlen, Gehhilfen und Hörgeräten. Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen beziehungsweise Behinderung vereint bei Gesprächen, Theaterspielen, Musizieren, Tanzen, Diskutieren und Zuhören auf, neben hinter und vor der Bühne.

So stelle ich mir Inklusion vor. Sie geht über Differenzlinien, Altersgrenzen hinweg und wird ohne öffentliche Ankündigung vielfältig gelebt. Dieses sehr gelungene Beispiel von Inklusion – und zwar ohne Ankündigung von Inklusion – ist leider national wie international noch nicht üblich, son-

dern eher eine Ausnahme.

Mit dem Inkrafttreten der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen 2008 ist das Thema Inklusion in den letzten Jahren auch in Deutschland angekommen, allerdings fast ausschließlich in extra beworbenen inklusiven „Kulturveranstaltungen“ sowie in Diskussionen zur Umsetzung in der Frühförderung, im Kindergarten und der Schule, Schwerpunkt Grundschule. Darüber täuschen nicht die vielen mitunter guten Projekte hinweg, die in Praxis und Forschung gefördert werden – sie waren und sind fast ausschließlich im Bildungsbereich zu finden. Dem allgemeinen Grundsatz der UN-Konvention (Art.3) auf Achtung, Nichtdiskriminierung und vollständige sowie wirksame Teilhabe an der Gesellschaft und Einbeziehung in die Gesellschaft wird man dabei nicht gerecht. Die Fokussierung der Diskussionen auf die Schule widerspricht dem umfassenden Menschenrechtsansatz auf eine Inklusion ein Leben lang.

Kaum wird über Beispiele nach der Schule berichtet, finanziell unterstützt werden sie noch weniger. Aber was passiert nach der Schulzeit, im Ausbildungsbereich, an den Hochschulen und im Beruf zur Inklusion von Menschen mit Beeinträchtigung beziehungsweise Behinderung? Was ist mit älteren Menschen und der wachsenden Anzahl von Hochaltrigen, deren Beeinträchtigungen und Behinderungen schrittweise im Altersprozess zunehmen? Gibt es dazu Projekte im Ausland, die neben der Frühförderung und Schule auch Anregungen für eine lebenslange (inklusive) Förderung im Bereich Pflege, Gesundheit und Rehabilitation geben?

Wenn wir unseren Blickwinkel nicht ändern und Inklusion als lebenslangen und alle Lebensphasen umfassenden Prozess verstehen, der – spätestens im Alter – uns alle trifft, werden wir uns zu einer Gesellschaft entwickeln, die nach einer gewünschten Inklusion am Lebensanfang über die Lebensspanne hinweg eine wach-

sende Anzahl ihrer Mitglieder von der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ausschließt. Wir müssen Strukturen überdenken und verändern, damit sie über die gegenwärtigen Angebote von früher Förderung, Bildung, Arbeit und Gesundheit hinausgehen und eine inklusive Gesellschaft von der Geburt bis zum Tod ermöglichen.

„Wir müssen eine inklusive Gesellschaft von der Geburt bis zum Tod ermöglichen.“

Dies wird nicht von selbst gelingen. Es benötigt fundierte und wirksame Maßnahmen auf unterschiedlichen Ebenen und fordert die Anstrengung aller Beteiligten. Entsprechend sollten interdisziplinäre Forschungsprojekte Unterstützung finden, die den Fachkräften vor Ort fundierte Kenntnisse in der Aus-, Fort- und Weiterbildung vermitteln und eine nachhaltige inklusive Gesellschaft fördern.

In diesem Sinne wäre das Angebot der Niedersächsischen Ministerin für Wissenschaft und Kultur, Gabriele Heinen-Kljajić, zu überdenken, Niedersachsens Hochschulen in der Lehrerbildung im Bereich der Inklusion zu stärken. Denn es wäre auch auf andere Bereiche auszudehnen. Die Universität Oldenburg kann dabei ein passender Partner sein: Sie bringt mit ihrer Tradition in der Pädagogikausbildung – von Schul-/Sonderpädagogik über die Sozial-/Rehabilitationspädagogik bis hin zur Erwachsenenbildung – ideale Voraussetzungen mit, das Thema „Inklusive Gesellschaft“ in Forschungsprojekten voranzubringen. Zusammen mit der neuen Fakultät für Medizin und Gesundheitswissenschaften kann sie so für eine Inklusion sorgen, die alle gesellschaftlichen Bereiche und Lebensphasen umfasst.

Prof. Dr. Gisela Schulze ist Direktorin des Instituts für Allgemeine Sonder- und Rehabilitationspädagogik